

FILM

Unbeschnittenes Kind

Trotz Einspruchs der FSK, die am Verbum „ficken“ Anstoß nahm, werden 22 „Geschichten vom Kübelkind“ der Regisseure Edgar Reitz und Ula Stöckl unverändert in Kinos und sogar im Fernsehen gezeigt.

Jeden Abend um elf (außer montags) wird das „Rationaltheater“ in der Münchner Hohenzollernstraße zum Nachtsyl für Cinéasten: Für 3,50 Mark servieren die Filmemacher Edgar Reitz, 38, und Ula Stöckl, 33, in dem nun „Kneipenkino“ genannten Kabarett-Etablissement neben Bier und Korn regelmäßig Filmkunst à la carte.

Sie bieten Tarzan-Abenteuer, Stummfilm-Evergreens und Slapsticks an, doch sie überlassen die Zusammenstellung des Leinwand-Menüs allabendlich ihren Gästen. Und die optieren immer wieder für die Kneipen-Wirte: Häufiger als die opulenten Klassiker-Spezialitäten bestellen sie sich die von Reitz („Mahlzeiten“) und seiner Freundin Stöckl („Neun Leben hat die Katze“) von April 1969 bis November 1970 produzierten „Geschichten vom Kübelkind“.

Keine schlechte Wahl. Denn diese 22 farbigen Schmalfilm-Episoden (Länge zwischen 66 Sekunden und gut 25 Minuten) aus dem Leben eines im Müll-eimer geborenen Mädchens (Kristine de Loup) sind inzwischen auch außerhalb der Münchner Cinéasten-Kneipe als phantasievoller, dabei durchaus populär inszenierter Geheimtip des „anderen Kinos“ gefragt.

Die „Kübelkind“-Historien, obschon ohne Verleiher, liefen bei der Frankfurter „Experimenta“ und im Berlinale-„Forum des jungen Films“, im nicht-kommerziellen Berliner „Arsenal“ und im Hamburger „Abaton“. Jetzt gibt ihnen sogar das Fernsehen eine Chance.

Von Montag dieser Woche an haben WDR-Zuschauer zehn Tage Gelegenheit, am Schluß des Dritten Programms jeweils eine „Kübelkind“-Episode und damit das insgesamt 203 Minuten und 58 Sekunden dauernde Werk wenigstens im Extrakt kennenzulernen.

Es ist die Geschichte einer „polymorph-perversen, infantilen, monströsen Person“ (Reitz). Eine betuliche Fürsorgerin holt die Person aus ihrer schmutzigen Tonne und überläßt das körperlich erwachsene Kübelkind nacheinander zwölf bürgerlichen Familien und einem Heim für mongoloide Kinder zur Aufzucht — ohne jeden Erfolg.

Das anfangs gutgläubige und anpassungswillige Kübelkind wird von seinen Jugend-Pflegern verprügelt, verführt, eingesperrt und an einen Schaubudenbesitzer als Unikum verkauft. Schließ-



Kristine de Loup in „Kübelkind“
„Verunglimpfung religiöser Werte“

lich setzt es sich gegen seine inhumane Umwelt zu Wehr: Es stiehlt, hurt, flucht, mordet seinesgleichen („Kübelkind ersäuft Kübelkinder“) und versucht, den Gangster Al Capone für eine Revolution zu gewinnen.

Doch zumindest in den bislang realisierten Episoden — 43 weitere sind geplant — findet die Revolution nicht statt. Das Kübelkind ist, so seine Regie-Eltern, schließlich eine „Kunstfigur“, die neben gebotener Sozialkritik an den herrschenden Verklemmungen und Erziehungsmethoden auch eher altmodischer Kino-Präferenzen der beiden Team-

Zum Mißvergnügen ihrer tatsächlich als Findelkind aufgewachsenen Hauptdarstellerin („Die zerstören das Interesse an den Kübelkindern“) inszenierten die Filmemacher wesentliche „Kü-

belkind“-Episoden als kulinarische Parodie gängiger Mantel- und Degenstücke, als Musical-, Gangster- und Horrorfilm-Imitationen. Sie folgten nämlich — mit guten Freunden (wie dem Kritiker Alf Brustellin und dem Regisseur Werner Herzog) in Schlüsselrollen — ihren eigenen „Interessen immer dann, wenn sie auftraten“ (Reitz).

Diesem Prinzip, auf dem nicht zuletzt die skurrile Poesie und der Witz des Episoden-Vorrats beruhen, sind sie auch nach Dreh-Schluß konsequent gefolgt: Als die FSK im Wortschatz des „Kübelkinds“ 16mal das Tätigkeitswort „ficken“ aufspürte und auch die „Verunglimpfung religiöser Werte“ feststellte, ignorierte Produzent Reitz alle geforderten Schnitt-Auflagen.

Obwohl mit öffentlichen Geldern finanziert (200 000 Mark Bonner Filmprämie für den Reitz-Film „Mahlzeiten“), wird das „Kübelkind“ in der Münchner Kino-Kneipe wie im Fernsehen unbeschnitten vorgezeigt — weil, so Reitz und Ula Stöckl unisono, „wir nämlich auf die FSK schießen“.

JAZZ

Schublade klemmt

Die deutsche Jazz-Combo „Dave Pike Set“, die soeben in Amerika mit ihren „swingenden Wonnen“ Erfolg hatte, musiziert nicht mehr für sektiererische Jazzkränzchen, sondern für „ein Publikum, das sich gut unterhalten will“.

Seit Jahren klagen deutsche Jazzmusiker über niedrige Gagen und geringes Echo.

Nur ein Ensemble, das Frankfurter „Dave Pike Set“, kennt diese Sorgen nicht. Seit sich der amerikanische Vi-



Jazzgruppe „Dave Pike Set“ in São Paulo: „In Deutschland gedeiht Jazzkultur“

braphonist Dave Pike, 33, im November 1968 mit dem Gitarristen Volker Kriegel, dem Kontrabassisten Hans Rettenbacher und dem Schlagzeuger Peter Baumeister zusammen, hatte die Gruppe stets ausreichend zu tun.

Das liegt am heiteren Charakter ihrer Musik. Denn während die meisten Jazzer langatmige und schwerverständliche Geräusch-Soli improvisieren, musiziert das „Pike Set“ unter Titeln wie „Ein Nasenöffner“, „Angriff der grünen Geizhalse“ und „Professor Pornos Romanze“ eine Mischung aus Blues, Bossa Nova, Beduinenklängen und Beat.

Mit diesem virtuosen Pop-Jazz verbreiten die Musiker „swingende Wonen“ („Die Welt“). Deshalb wird die Combo, die bislang vier gut verkaufte Langspielplatten herausgebracht hat, auch gern für Show-Sendungen im Fernsehen und für internationale Festivals engagiert.

Als die Gruppe im April und Mai dieses Jahres im Auftrag des Goethe-

Instituts Südamerika bereiste und dort 40 Konzerte gab, kabela ein deutscher Kulturfunktionär aus dem brasilianischen Belo Horizonte den „einhelligen Wunsch des Publikums“ in die Heimat: „Pike-Kriegel-Quartett wieder schicken.“ Denn: „Allein in Deutschland“, so die chilenische Wochenzeitschrift „Pec“, „gedieht noch die wahre Jazzkultur.“

Selbst in den USA, wo das „Dave Pike Set“ Anfang Juli das Newport-Jazz-Festival eröffnete, wünschten Kritiker und Manager den Musikanten „ein baldiges Comeback“. Zumindest auf der Platte können die Amerikaner das Ensemble bald wieder hören: Der Mitschnitt des Newport-Gastspiels kommt in Kürze auf den US-Markt.

Es ist nicht die erste amerikanische Plattenveröffentlichung von Dave Pike. Bevor er 1966 nach Deutschland kam, hatte der Vibraphonist aus Detroit mehrere Combos geleitet und bei zahlreichen Studioaufnahmen mitgespielt.

Großen Erfolg hatte er freilich erst, als er in Frankfurt mit dem Gitarristen Volker Kriegel, 28, seinen „Set“ gründete.

Vom ersten Tag an galt die Devise: „Mit rückwärts gerichteter Jazz-Romantik und weinerlicher Attitüde ist keinem geholfen. Denn das Gerede der Ideologen, Jazz sei automatisch mehr wert als Unterhaltung, hat uns bloß alle in die Ecke gedrängt“ (Kriegel).

Deshalb musiziert die Combo nicht mehr für die „Jazzkränzchen mit ihrem sektiererischen Gemeindecharakter“, sondern für ein „Publikum, das sich gut unterhalten will“. Auch den Begriff Jazz möchten die vier, die sich von ihrer nächsten Deutschlandtournee im Herbst an nur noch „The Set“ nennen wollen, am liebsten gar nicht mehr verwenden.

Kriegel: „Er engt unsere Musik viel zu sehr ein. Die Jazz-Apologeten werden sich an den Gedanken gewöhnen müssen, daß ihre Schublade klemmt.“



Ältere Military-Moden (oben), GI-Look (unten): Eroberer-Phantasien?



Sex im Brutalo-Look

präsentiert die derzeit amtierende Twen- und Teenager-Mode. Ausgehend von Frankreich, flutet die sogenannte Vietnam-Welle augenblicklich in die europäischen Boutiquen — als einstweilen makaberster der immer beliebter werdenden Uniform-Stile. Modische Vorgänger der martialischen Vermummung waren in den letzten Jahren etwa der Military-Look der Maxi- und Midimäntel, der Mao-Look der Snob-Smokings und die Krieger-Kostüme aus Londons Portobello Road. Der neueste Look hat in St-Tropez, dem Zentrum des GI-Kults, die Preise sprunghaft in die Höhe getrieben: Original-US-Kampfanzüge, Koppelzeug und Khaki-Hemden aus Vietnam werden zu Liebhaberpreisen gehandelt; modebewußte Mädchen mobilisieren eine Art von brutalistischem Sex, indem sie BH und Bikini mit Rang- und Regimentsabzeichen beplastern oder sich das Dekolleté mit Patronengürteln garnieren. Die Modemacher haben den Army-Stil bereits adaptiert und liefern Tarnanzug-Imitate und, den Horror moderierend, Ausgehuniformen à la US-Navy. Über die Antriebe der gewalttätigen Männlichkeits-Mode sind Kulturkritiker und Soziologen uneins: vielleicht seien es sadomasochistische Motive; vielleicht sollte so das Militär lächerlich gemacht werden; vielleicht brauchten dies aber auch die jungen Franzosen, „um ihre Eroberer-Phantasien auszuleben“. Dafür spräche, daß in St-Tropez eine Boutique mit Vietcong-T-Shirts ein völliger Mißerfolg ist.